

Brauchen wir kritische Intellektuelle?

Tischgespräch mit Paul Nolte und Karl Lauterbach im Hotel Honigmond, Berlin-Mitte, vom 24. Januar 2006

SPW: Herzlich willkommen zu unserer Veranstaltung „Tischgespräche im Hotel Honigmond“. Wir wollen heute Abend die Frage diskutieren: „Brauchen wir kritische Intellektuelle?“ Wenn SPW eine solche Frage stellt, dann ist das möglicherweise eine rhetorische Frage. Und sie hat zumindest drei Komponenten: Die erste ist: was ist eigentlich heute ein Intellektueller? Die Zweite: Was hat das mit kritisch sein zu tun? Und schließlich: Wer gilt heute als Intellektueller?

Eingeladen haben wir heute zwei Gäste, von denen ich denke, dass sie so etwas wie eine neue Generation von Intellektuellen repräsentieren. Auf meiner rechten Seite begrüße ich Professor Paul Nolte, hier in Berlin an der Freien Universität als Historiker tätig. Zu meiner Linken Professor Karl Lauterbach, seit der letzten Bundestagswahl Mitglied der SPD-Bundestagsfraktion, Abgeordneter für den Wahlkreis Köln-Mülheim/Leverkusen. Karl Lauterbach ist als Gesundheitsökonom vielen als Berater verschiedener Expertenkommissionen der letzten Bundesregierung bekannt. Und bei dieser kurzen Vorstellung ist, glaub ich, deutlich geworden: Als Politiker, Naturwissenschaftler und Ökonom ist Karl Lauterbach sicherlich keiner, den man im gängigen Raster als Intellektuellen erwarten würde. Paul Nolte als Gesellschaftswissenschaftler schon eher. Aber trotzdem unterscheidet auch ihn etwas von den gängigen Erwartungshaltungen an Intellektuelle, denn diese verortet man eher auf der Linken. Paul Nolte aber bekennt in Interviews, er sei ein linker *Konservativer*. Eine Begriffskombination, die neugierig stimmt.

Ich freue mich, dass beide gekommen sind und möchte die erste Runde dazu nutzen, aus der Biografie unserer beiden Gäste heraus zu diskutieren: Was hat Sie, Paul Nolte, geprägt, welche Vorbilder hatten Sie, als Sie studiert haben. Was hat Sie motiviert, sich auch gesellschaftspolitisch stärker zu äußern?

PAUL NOLTE: Dass man sich die Aufforderung gefallen lassen muss, in der eigenen Biografie zu wühlen und die auch öffentlich preiszugeben, ist etwas, was Intellektuelle kennzeichnet, oder zumindest mit einer zunehmenden Prominenz zu tun hat. Man ist plötzlich als Person interessant, es interessiert auch die Biografie, das Herkommen, ein Fotograf kommt und will ein Porträtfoto machen. Mit solchen peripheren Phänomenen muss man sich auseinander zu setzen. Ich hab in Bielefeld Geschichte studiert zu einer Zeit, als dort das Programm einer kritischen historischen Sozialwissenschaft ganz hoch im Kurs war. Da ging man auch aus größerer Entfernung hin, um dort zu studieren. Ich bin selber im Rheinland aufgewachsen und zum Studium nach Bielefeld gegangen, weil ich wusste: da ist eine kritische Masse von Professoren, die nicht nur ein interessantes Programm der Geschichtswissenschaften vertreten, sondern dass sie sich einmischen, dass sie eben in irgendeiner Weise auch Intellektuelle sind. Mein eigener akademischer Lehrer, Hans-Ulrich Wehler, der immer auch wieder mit kurzen, tagespolitischen Interventionen bekannt geworden ist, ist im Grunde auch mein größtes intellektuelles Vorbild. Jemand, der ganz Wissenschaftler und ein Gelehrter ist, der sich auch immer in seinem Gelehrtensein sehr stark definiert hat. Seine asketische Haltung ist ja so sprichwörtlich, dass er sich kaum von seinem Schreibtisch weglocken lässt, nur Orangensaft trinkt und einen ganz nüchternen Duktus durchhält. Andererseits formuliert er mit großem Temperament, mit großem Engagement. Sein vielzitiertes Wahlspruch war: „Deine Rede sei Ja, ja - nein, nein, die Lauen aber werden ausgespien“. Er hat sich immer eindeutig entweder zur einen oder zur anderen Richtung positioniert.

Die „Einerseits-Andererseits-Intellektuellen“

SPW: Ist das ein Kennzeichen für einen Intellektuellen, dass er auf der Suche nach der Wahrheit, nach dem Klaren ist? Immer auch

protestiert gegen unentschiedene Meinungen?

PAUL NOLTE: Ja, das auf jeden Fall. Dieses „ja ja“, „nein nein“, damit hat die jüngere Generation Schwierigkeiten. Das beobachte ich jedenfalls bei mir und bei vielen anderen. Manchmal sind wir so etwas wie eine „Einerseits-Andererseits-Generation“. Man wird dann auch ein bisschen zum „Einerseits-Andererseits-Intellektuellen“. Die Lager sind nicht mehr so eindeutig, das Zeitalter der Ideologien ist schon lange vorbei, und es fällt schwerer, sich auf die eine oder die andere Seite zu stellen.

SPW: Karl Lauterbach, Sie sind einerseits Mediziner, auf der anderen Seite Ökonom. Ist das auch so ein Stück „einerseits-andererseits“?

KARL LAUTERBACH: Ich komme aus einer Arbeiterfamilie mit katholischer Prägung. Nach dem Abitur habe ich mich gefragt: Was kann man mit den Interessen und Begabungen, die man hat, Nützliches machen? Zu meiner Schulzeit war ich auch naturwissenschaftlich sehr interessiert gewesen, vor allem an Mathematik und Physik. Zuerst wollte ich Mathematik studieren, habe dann aber gedacht: Medizin ist nützlicher. Dieser Nützlichkeitsgedanke, der für einen Intellektuellen eher unüblich ist, hat für mich eine große Rolle gespielt. Für das Medizinstudium bin ich dann sehr schnell in die Vereinigten Staaten gewechselt, habe Physik und Medizin kombiniert und in der Nuklearmedizin geforscht. Später in der Universität in Texas habe ich gesehen, dass vieles von dem, was in der Medizin von uns aufwändig repariert wurde, unter dem Nützlichkeitsgedanken auch hätte vermieden werden können. Also konsequent zu Ende gedacht war die Medizin zwar nützlicher als die Mathematik, aber die Vermeidung der Medizin war noch nützlicher. Damals war ich in der Herzchirurgie angekommen. In Texas, das war ein Mekka der Herzchirurgie, operierten wir im Wesentlichen Krankheiten, die vermeidbar waren, z.B. Verletzungen, oder Folgen von ungesunder Ernährung, Armut, Raubbau an der Gesundheit.

Für mich war dann der nächste Schritt: Wie kann man diese Eingriffe vermeiden. Deshalb bin ich dann in die so genannte Epidemiologie gewechselt, die Erforschung der Ursachen der Erkrankungen. Ich studierte daher Epidemiologie an der Harvard Universität. Dieses Studium gab es in Deutschland noch gar nicht. Dort stelle ich aber fest,

Prof. Dr. Paul Nolte (geb. 1963), Professor für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin.

Prof. Dr. Dr. Karl Lauterbach (geb. 1963), SPD-MdB, Gesundheitsökonom, Institut für Gesundheitsökonomie und Klinische Epidemiologie der Universität zu Köln.

Das Gespräch führte Reinhold Rünker (geb. 1964), Historiker und spw-Redaktionsmitglied, er lebt in Leichlingen/Rheinland.

dass die Bezahlbarkeit der Vermeidung der Erkrankung, sowie die ökonomischen Bedingungen, die zur Krankheit führen, genauso wichtig sind, vielleicht noch wichtiger, als die Epidemiologie, als Erforschung der medizinischen Ursachen. Somit war die nächste Stufe erreicht: Die Medizin war nützlicher als die Mathematik. Die Vermeidung der Krankheiten – medizinisch gesprochen Epidemiologie – war wiederum nützlicher als die Medizin. Die Ökonomie schien mir dann wiederum nützlicher zu sein als die Epidemiologie, weil durch die Vermeidung der Erkrankung auf ökonomische Art und Weise mehr erreicht werden konnte als beispielsweise durch die medizinische Aufklärung. Sozial Schwache beispielsweise – das ist in den USA sehr gut zu studieren – haben kein Interesse an Aufklärungsarbeit über die Vermeidung von Krebserkrankung, wenn sie gleichzeitig Gewalt und Hunger und Verrohung erleben.

SPW: War das der moralische Impetus, der Sie angetrieben hat?

KARL LAUTERBACH: Ja, auf jeden Fall. Ich hab mich daher auch mit den ethischen Grundlagen der Ökonomie beschäftigt. Denn die Ökonomie fußt auf Annahmen, die mich besonders interessiert haben. Daher war dann auch der Schwerpunkt meiner zweiten Doktorarbeit: Die ethischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen der Gesundheitsökonomie.

In den USA habe ich für mich völlig unfassbare Umstände erlebt: An der Universität in Texas nahmen wir zum Beispiel Magenoperationen in Notfallsituationen vor, aber wir wussten ganz genau, dass der Patient nach der Entlassung weiter so leben wird, dass die nächste Blutung kommen wird - weil wir die zugrundeliegende Krankheit nicht behandelten, da er nicht versichert war. Wenn ein Patient keine Versicherung hatte, dann flickten wir ihn so gut wie es ging zusammen, konnten aber weiter nicht viel machen. Wir verdienten an der Operation. Da habe ich gedacht: Das ist eine sehr rohe Gesellschaft, die auf der einen Seite Perfektion in der Wissenschaft, auch in der klinischen Medizin bietet, andererseits aber eine wegschauende Vernachlässigung in der breiten Versorgung zulässt. Dieser Kontrast war unerträglich und hat zu dem Schwenk in die Epidemiologie und in die Gesundheitsökonomie geführt.

SPW: Der Aspekt der Nützlichkeit, den Karl Lauterbach eingeführt hat, ist für die linke Debatte eher ungewöhnlich. Paul Nolte, Sie haben Geschichte studiert, war das nützlich?

PAUL NOLTE: Die Nützlichkeit hat da bei mir nicht so im Vordergrund gestanden. Aber das war ja bei Karl Lauterbach, wenn ich ihn richtig verstanden habe, eine sehr interessante und intime Verbindung von Nützlichkeit und Moral. Also in diesem Sinne kann man sich sehr wohl auf die Nützlichkeit be-

rufen, die ja sonst eher im Ruch eines neoliberalen Konzeptes steht. Bei mir waren das eher ein allgemeiner, moralischer Impuls, wie er für viele galt, die wie ich Geschichte oder Soziologie studiert haben. Karl Lauterbach und ich sind, glaub ich, derselbe Jahrgang: 1963. Das war eine Generation, die sehr stark politisiert worden ist durch die Umweltbewegung, durch die Friedensbewegung. Nun muss ich dazu sagen, dass ich aus einem protestantischen Pfarrhaus kom-

nehmen Sie doch mal Stellung, sagen Sie dazu etwas.

Verzögerter Generationswechsel

SPW: War das der Zeitpunkt, wo sie den Eindruck hatten, jetzt werden Sie als Intellektueller wahrgenommen?

PAUL NOLTE: Ja, das ist dann ein Prozess, der sich entwickelt. Man muss sicher auch von etwas Missionarischem besessen sein. Ich weiß nicht, ob das bei Ihnen ganz



v.l.: Paul Nolte, Reinhold Rünker, Karl Lauterbach, Foto: Gerhard Leber

me, und von daher auch einen bestimmten moralischen Background habe, über dessen Bedeutung ich mir selber auch erst in letzter Zeit wieder klar geworden bin, auch für das, was ich im Moment tue.

Schon damals machte ich die Erfahrung, dass auch linke Intellektuelle sehr komplizierte Haltungen einnehmen können. In der Zeit des Abiturs sind wir damals als Geschichte-Leistungskurs an die Düsseldorfer Universität gefahren, weil dort ein Vortrag von Hans-Ulrich Wehler angekündigt war, der uns allen schon als Ikone der kritischen linken Geschichtswissenschaft ein Begriff war. Das war zur Zeit der Nachrüstungsdebatte. Und dann hielt dieser Wehler einen Vortrag, in dem er doch tatsächlich die damals allen Jugendlichen und jungen Erwachsenen verhasste Schmidt-Linie der SPD und auf seiner immer durchgehaltenen amerika-freundlichen Linie den Nachrüstungsbeschluss rechtfertigte. Durch solche Erfahrungen ist dann ein einliniges Weltbild ins Wanken geraten.

Diese Politisierung ist dann im Laufe des Studiums zurückgetreten und eigentlich erst sehr spät wieder gekommen. Das ist eine Entwicklung der allerletzten Jahre, in denen ich selber das Bedürfnis verspürt habe, mich politisch zu äußern. Dann bin ich auch häufiger aufgefordert worden: nun

anders ist, oder ob Sie das auch so zugeben würden. Man muss einen Enttäuerungsdrang haben. Und der drängt dann irgendwann dahin, dass man nicht mehr nur für eine Fachzeitschrift schreiben will, sondern den Ehrgeiz entwickelt, einen Artikel in der „Zeit“ zu veröffentlichen. Um eine Botschaft rüberzubringen, um wahrgenommen zu werden und in größere Diskurse einzugreifen. Wenn man dann einmal einen Fuß in der Tür hat, dann gibt es einen sehr starken Nachfragesog, der von den Medien ausgeht, nicht zuletzt deshalb, weil in unserer Generation die Intellektuellen klassischen Typs eben doch rarer gesät sind als in der Generation meiner akademischen Lehrer und Vorbilder, wie Wehler, Habermas oder Dahrendorf. Seit einigen Jahren höre ich immer: „Wir müssen ja immer Sie fragen, da gibt es ja höchstens noch zwei drei Andere. Ihre Altersgenossen, die äußern sich ja nicht, die haben ja keine Meinung“.

SPW: Karl Lauterbach, auch Sie sind in den letzten Jahren immer wieder zu Stellungnahmen aufgefordert worden. Wie empfinden Sie dieses „Gefragt-werden“? Werden Sie als Experte gefragt, oder fühlen Sie sich als Intellektueller angesprochen?

KARL LAUTERBACH: Paul Nolte und ich haben in vielen Punkten Ähnlichkeiten, trotz



politischer Differenzen. Wir tun uns leichter, an ein Mikrofon zu schreiten oder eine breitere Öffentlichkeit anzusprechen, weil es ein Bedürfnis gibt, etwas öffentlich zu diskutieren. Es gibt da vielleicht eine Art missionarische Einstellung. Das ist auch schwer zu überwinden. Aber da, wo man grob falsch liegen kann, muss man vorsichtig sein. Man muss immer wissen, dass mit dieser Einstellung viel Gutes, aber auch Schaden verursacht werden kann.

Wenn ich heute um einen öffentlichen Kommentar gebeten werde, dann wird in der Regel die übergreifende Perspektive gewünscht. Ich werde weniger wahrscheinlich gefragt: Was ist das ideale System des Kombilohns, sondern die Frage könnte die sein: Worin besteht die ökonomische Begründung eines Kombilohn-Systems. Kann ein solches System funktionieren? Und was hätten wir davon? Für mich ist Kombilohn sehr interessant, weil es das Problem der Langzeitarbeitslosigkeit sehr wirksam angehen kann. Und Langzeitarbeitslosigkeit ist für mich aus der politisch moralischen Dimension ein anderes Problem als Arbeitslosigkeit. Langzeitarbeitslosigkeit hat die negativste Auswirkung auf die Lebensqualität der Menschen. Es würde einen Riesenunterschied machen, wenn wir die gleiche Zahl von Arbeitslosen hätten, aber die Arbeitslosigkeit würde rotieren, jeder von uns wäre mal für sechs Monate arbeitslos, im Vergleich zu der heutigen Situation, wo wir 1,8 Millionen Menschen haben, die dauerhaft arbeitslos sind, mit all dem, was dazugehört: die Depression, die chronische Erkrankung, der soziale Abstieg, das Gefühl abgeschrieben zu sein. Diese übergreifenden Fragen machen auch den Reiz der öffentlichen Auseinandersetzung aus: dass man das Technische mit der Wertediskussion verbinden kann. Das hat mich immer am stärksten gereizt, die Verbindung einer philosophisch-ethischen Grunddebatte mit technischen Umsetzungsfragen.

spw: Paul Nolte hatte vorhin das Problem der Generationen angesprochen. Wenn wir heute über Intellektuelle sprechen, dann stellen wir uns immer ältere, verdiente Zeitgenossen vor, wie wir sie bereits angesprochen haben - Habermas, Dahrendorf oder auch Walter Jens. Kaum jemand denkt an Personen, die z.B. seit den 1960er Jahren geboren sind. Ich habe oft den Eindruck, dass wir uns angesichts dieser großen Namen sehr schwer tun, eine eigene Rolle zu akzeptieren und uns im Generationswechsel ernst zu nehmen. Hat das was damit zu tun, dass unsere Generation die von Paul Nolte skizzierte „Einerseits-Andererseits-Generation“ ist oder liegen die Ursachen dafür tiefer?

Paul Nolte: Zunächst hat das sicher auch etwas mit einem perspektivischen Irrtum zu tun, früher sei alles besser gewesen. Da waren die Schüler gebildeter und das wird jetzt alles schlechter. Daraus folgt dann auch, früher gab es die großen Intellektuellen, heute gibt es sie nicht mehr. Wir sollten daran erinnern, dass auch die mal klein waren. Mit 35 oder 40 Jahre Jahren waren sie auch noch nicht die Heroen, als die sie heute erscheinen, wenn sie 70 oder 80 Jahre alt sind und ein enormes Lebenswerk, eine enorme Reputation aufgehäuft haben. Und da gehören natürlich auch zeitgeschichtliche Umstände hinzu. Diese Generation konnte oft in einem erstaunlich frühen Lebensalter wichtige Positionen erreichen. Das hat was mit der „1945er-Prägung“ zu tun, mit der Diskreditierung ihrer Vätergeneration, das sind die 1920er, von denen aber auch 50 % auf dem Schlachtfeld geblieben sind. Die „1945er“ sind oft in einem jungen Alter in Chancen eingerückt, haben wissenschaftliche, politische oder publizistische Funktionen erhalten. Rudolf Augstein begründete mit 24 Jahren den SPIEGEL. Das ist heute undenkbar, weil die Positionen heute besetzt sind. Karrierewege verlaufen heute anders.

Und dass junge Intellektuelle - das müssen ja nicht immer Wissenschaftler sein, da kann man ja auch nach Schriftstellern und anderen fragen - sich heute nicht mehr so weit mit einer eigenen Meinung nach vorne wagen, hat auch etwas mit diesen verstopften Karriereöglichkeiten zu tun, gerade auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Da gibt es viele, die sind Mitte, Ende 40 und immer noch Privatdozenten, warten auf einen Lehrstuhl. In einer solchen Situation ist man mit einer öffentlichen Positionierung natürlich viel vorsichtiger. Das war bei mir nicht anders. In der Übergangszeit, nach der Habilitation, vor dem ersten Ruf, da habe ich mich auch gefragt, was wird die Berufungskommission hier oder dort dazu sagen, wenn Du anfängst, Politik zu treiben. Die verzögerten Karriere Mechanismen haben einen großen Anteil daran, dass Jüngere sich nicht mehr so eindeutig positionieren.

Kritik und die Notwendigkeit von Visionen
spw: Das führt uns zu der Frage, was „kritisch“ ist. Sich gegen den Mainstream zu äußern, wird als „kritische“ empfunden und zu einem negativen Attribut.

Karl Lauterbach: In meinem Umfeld ist man in dem Moment schon „kritisch“, wenn man einigermaßen ehrlich ist. Verschwendung, Qualitätsdefizite, Korruption im Gesundheitssystem sind dem Einfluss von Lobbygruppen geschuldet. Wenn man das zu ehrlich benennt, ist man schon kritisch. In der Gesundheitsökonomie gibt es kaum kritische Forschung in diesem Sinne. Es ist leider so, dass man mit einer solchen kritischen Haltung in der Regel keinen Lehrstuhl bekommt. Wenn meine Fakultät, die medizinische Fakultät der Universität zu Köln, die kritischen Positionen, die ich zum Beispiel zum PKV-System entwickelt habe, vorher gesehen hätte, weiß ich nicht, wie die Berufungskommission abgestimmt hätte. Wir haben zum Beispiel aufgrund der Position, die ich zur Rolle der privaten Krankenversicherung vertrete, als Institut jede Förderung durch private Versicherungen verloren.

SPW: Paul Nolte, was verstehen Sie als Historiker unter „kritisch“?

PAUL NOLTE: „Kritisch“ ist auf jeden Fall ein weit gefasster Begriff, der eine Tradition mit sich herumschleppt, die auf die in Gesellschaftskritik des 19. Jahrhunderts, nicht zuletzt z.B. auf Marx, zurückgeht. Es ist für die Rolle des Intellektuellen unverzichtbar, kritisch zu sein. Einen bloß affirmativen Intellektuellen kann man sich schwer vorstellen. Deswegen ist dann ja auch der Übergang in eine Situation, in der man dann politische Macht selber ausübt, schwierig. Denn wenn das, was Sie jetzt sagen, Mehrheitsmeinung wird: Was ist dann Kritik? Dann muss man trotzdem versuchen, gegen den Strich zu denken, ohne deshalb gleich - na ja, dann kommt wieder das „Einerseits-Andererseits“ zum Vorschein - ohne deshalb das System stürzen zu müssen.

Kritik hat für mich, aber das wird für Karl Lauterbach nicht viel anders sein, nicht viel damit zu tun, irgendwie das politische System der Bundesrepublik zu revolutionieren oder zu stürzen. Auch nicht - da wird der Dissens vielleicht schon größer - damit, den Kapitalismus abzuschaffen, sondern die Dinge erst mal grundsätzlich gegen den Strich zu bürsten. Radikal sein heißt, die Dinge von der Wurzel her betrachten - so in diesem Sinne ist das erst mal auch eine formale Haltung. Immer erst mal bei einer Position, die geäußert wird, auch zu fragen: Was steht eigentlich dahinter? Kann man das nicht eigentlich auch genau andersherum sehen?

SPW: Aber muss dann kritisch nicht trotzdem heißen: gesellschaftsverändernd, gesellschaftsüberwindend? Braucht Kritik

nicht auch einen visionären Überschuss? Oder geht es letztlich nur darum, sich im Vertrauten und Üblichen zu bewegen und alles nur deshalb zu verändern, damit alles so bleibt, wie es ist?

PAUL NOLTE: Also erst mal geht es natürlich schon um Gesellschaftskritik, nicht nur mäkkelnd, nicht nur kulturkritisch. Sonst mokiert man sich über dieses und jenes, also zum Beispiel darüber, dass die Schüler immer dümmer werden. Gesellschaftskritik hat immer auch mit Gesellschaftsveränderung zu tun. Mit den Visionen wird es schon schwieriger: Das ist – glaub ich – ein Problem aller nach-68er-Generationen geworden. Visionen, Utopien sind abgestorben oder eingeschrumpelt, irgendwo nicht mehr vorhanden sind. Es ist ja auch schwer, zu bezeichnen, was die Blaupause einer anderen Gesellschaft ist, die man noch anstreben will. Ich glaube, wir haben ein bisschen zu viel des Guten, oder eben des Schlechten getan, die Utopien und Visionen alle über Bord zuwerfen, uns keine Ziele mehr zu stecken, auch im Sinne eines Leitbildes von Gesellschaftskritik und Gesellschaftsveränderung.

Experten versus Intellektuelle

SPW: Viele beschränken sich darauf, nur Experten für Teilgebiete zu sein. Fehlt einfach auch der Mut, sich mit dem Großen Ganzen zu beschäftigen?

PAUL NOLTE: Ja, das kann man so sehen. Was sind die Gründe dafür? Es hat etwas mit der Ernüchterung über das Ende der Ideologien zu tun. Und es gibt da noch eine Wurzel, die Sie durch das Stichwort „Expertentum“ ansprechen: Die Dinge werden immer komplizierter, man braucht immer spezialisiertere wissenschaftliche Kompetenz, um auch über Dinge urteilen zu können. Und jetzt müssen wir eben auch bestimmte Experten befragen. Zum Beispiel: wie können wir mit Leben und Sterben umgehen? Dazu muss man erst einmal wissen, wie überhaupt die Grenzphase zwischen Leben und Tod sich gestaltet. Oder die Willensfreiheit: Dazu muss man erst mal wissen, wie denn neuronale Schaltungen funktionieren, also sagen uns jetzt Herr Singer und Herr Roth etwas dazu, zwei Naturwissenschaftler. Heinrich Böll hätte dazu, zu diesen Fragen jedenfalls, nicht so viel sagen können. Die Rolle des Intellektuellen ist aber auch immer, diese scheinbar geradeaus gezogene Linie zwischen Expertenwissen und politischer Implementation zu brechen.

SPW: Karl Lauterbach, welcher Methoden bedienen Sie sich, wenn Sie die gesellschaftspolitische Lage analysieren?

KARL LAUTERBACH: Man kann völlig theoriefrei ein Experte für etwas sein. Das unterscheidet auch den Ansatz, den ich selbst verfolge, vom normalen Expertentum: ich versuche selbst, immer auch einen theoretischen

Zugang mitzudenken. Die drei Bereiche, mit denen ich immer arbeite, sind die politische Philosophie, die Ökonomie und die Medizin. Das sind die drei Quellen, aus denen ich versuche, zu schöpfen. Und in dem Spannungsfeld befindet sich meistens die Diskussion. Manchmal ist sie eng an einer medizinischen Frage, manchmal an einer ökonomischen Frage, aber in der Regel in dem Bereich, wo politische Philosophie oder politische Theorie sich noch mit einbringen kann. Meine Vision von einer gerechten Gesellschaft ist sehr stark beeinflusst durch die Arbeiten von John Rawls. Dies ist das Gerechtigkeitsideal, was ich selbst im Großen und Ganzen für richtig halte. Damit lehne ich nicht den Kapitalismus ab, aber ich bin für Chancengerechtigkeit, für Chancengleichheit als Definition der Chancengerechtigkeit. Als Rawlsianer gebe ich Empfehlungen für die Entwicklung des Gesundheitssystems, wobei ökonomische Theorie und Medizin Grundlage der Umsetzung sind.

Der Bedeutungszuwachs der Ökonomie

Ich glaube, dass man mit dem Rat von Experten allein nicht allzu weit kommt, dass es aber auch so ist, dass der Theoretiker, der keine andere Wissenschaft mitbearbeiten kann, der reine, politische Philosoph, der sich nirgendwo mit der Mechanik der ökonomischen Theorie oder irgendeinem anderen Fach auch gut auskennt, es heute viel schwerer hat, als früher. Der Einfluss von Habermas wäre, wenn er heute neu auf die Bühne treten würde, viel geringer als früher. Wenn ein politischer Philosoph einen Einfluss auf die Politik haben will, muss er sich auch mit Ökonomie auskennen.

Herr Nolte arbeitet mit dem klassischen Instrumentarium des Geschichtswissenschaftlers, kennt sich aber auch vielleicht gut aus in der Mechanik der Sozialhilfereform. Auch wenn wir sicher nicht in allen Punkten einer Meinung sind, spüre ein Fachwissen auf der praktischen Seite, also z.B. wie kann man die Sozialhilfe organisieren. Und aus der Kombination kommt eine Spannkraft, die ich für wichtig halte.

PAUL NOLTE: Die zentrale Stellung der Ökonomie sehe ich auch so. Da sind Fragen, die mich umtreiben angesichts knapper, unter dem Imperativ nicht mehr beliebig expandierender öffentlicher und privater Haushalte: Was kostet eigentlich das Leben, die Gesundheit oder andere öffentliche Leistungen, die wir in Anspruch nehmen. Wie sind diese Leistungen dann verteilt? Gerechtigkeit ist etwas, das schon sehr hart an die Ökonomie zurückgebunden werden muss. Meins und deins, und wer kommt eigentlich für was auf. Sich deshalb dann zu beschäftigen oder auszukennen mit Sozialhilfe oder Demografie oder solchen ökonomischen Debatten oder mit der Staatsverschuldung, das ist auch ein Bereich, der vielen älteren

Intellektuellen nicht behagt. Die neuen Intellektuellen kennzeichnen sicherlich diese Frage nach der Ökonomie: Was kostet unsere Lebensführung, und wie sind diese Kosten angemessen verteilt?

SPW: Paul Nolte, Sie sagen von sich selbst, Sie seien ein linker Konservativer. Können Sie uns das erläutern?

PAUL NOLTE: Oh, das kann ich gar nicht so gut, nein, das war mehr eine Folge von Fragen und der Notwendigkeit, jemanden in eine Schublade einzusortieren..

SPW: Ich habe das als Selbsteinschätzung kürzlich in Ihrem Gespräch mit Ralf Dahrendorf in der Zeitschrift „Vorgänge“ gelesen.

PAUL NOLTE: Jaja, man wird dann gefragt: Was sind Sie denn nun? Linker Konservativer: Da kann ich wirklich gar nicht so furchtbar viel zu sagen, außer, dass ich das Gefühl habe, dass bestimmte Zuschreibungen, die früher links und rechts festgelegt haben, heute nicht mehr so gelten. Ich hab sicherlich auch aus meiner Herkunft her eine starke Betonung von Werten in der Politik. Man muss eigentlich nur das Wort „Werte“ in einem Artikel schreiben, schon wird man von der CDU angerufen. Dann hat es sicherlich etwas zu tun mit einer Staatskepsis, die in den letzten Jahren größer geworden ist bei mir. Ich hab auch einmal angefangen als ein gemäßigter Etablierter, jetzt würde ich doch – wenn ich mich zu entscheiden hätte – auf der Seite einer Stärkung einer Bürgergesellschaft oder zivilgesellschaftlicher Potenziale stehen. Und ein dritter Aspekt ist vielleicht auch mein Versuch, den Leuten, egal, in welcher Lage sie sich befinden, und notfalls auch den Kranken oder den Unterschichten oder den Minderprivilegierten, den Spiegel vorzuhalten und nicht es bei der Antwort bewenden zu las-



sen: Ja, ist schade, dass es euch so geht, da sind irgendwelche üblen Systeme dran schuld. Ich will diesen Appell an das Individuum machen und sagen: Wir kommen nicht weiter, wenn ihr nicht auch euer Verhalten ändert, wenn ihr nicht auch aufhört zu rauchen. Dass das dann auch wieder gesellschaftliche Voraussetzungen hat, weiß ich sehr wohl. Aber das ist dann auch etwas, dieser Appell an das individuelle Handeln, was üblicherweise mit „konservativ“ attribuiert wird.

Der Intellektuelle in den Medien

SPW: Bedient das nicht bestimmte Ressentiments, indem man im Feuilleton z. B. in der „Zeit“, der „Süddeutschen“ oder im FAZ solche Appelle loslässt? Man erreicht dort doch nicht die, die Sie anzusprechen vorgeben. Da sitzen dann die Wohlstuierten und sagen: „Schau an, da sagt wieder jemand: Wenn die mal aufhören würden, zu rauchen, diese schlimmen Finger, ...“ Ist das nicht eine Form wohlfeiler Anbiederei, wenn man sich an den falschen Adressaten wendet?

PAUL NOLTE: Ja, deswegen schreib ich so was ja auch lieber in der TAZ als in der FAZ.

SPW: Aber lesen Minderprivilegierte die TAZ?

PAUL NOLTE: Ich würde das auch in anderen Zeitungen schreiben. Worauf es mir nur ankommt: Man kommt in ein bestimmtes Fahrwasser, in bestimmte Schubladen, dann wird man dort wahrgenommen, und dann wird man dort wieder gefragt, und dann verfestigt sich, manchmal auch ohne eigenes Zutun, eine bestimmte Einordnung. Man hat Kontakt mit bestimmten Medien, mit anderen weniger. Aber ich lege tatsächlich auch sehr viel Wert darauf, in bestimmten Medien dann auch gegen den Strich zu schreiben und zu argumentieren. Und dann fühl ich mich wohl, wenn ich – wie vor einigen Wochen – von der TAZ gefragt werde: wir machen einige Seiten zum Thema „Zukunft des Sozialstaates“, und hier vertritt jemand die Position klassischer Sozialstaat und nun erläutern Sie doch mal Ihre Vorstellungen von einem bürgerschaftlichen Sozialstaat.

SPW: Gehört es nicht auch zu der von uns diskutierten Problemlage, dass wir Intellektuelle heute nur dann wahrnehmen, wenn sie in bestimmten Leitmedien auftreten? Wer in der FAZ was schreibt oder in der „Zeit“, der ist ein Intellektueller. Wer regelmäßig in kleineren, unbekannteren Publikationen veröffentlicht, wer auf Veranstaltungen auf der Straße oder bei Demonstrationen auftritt, ist kein Intellektueller. Ist das so eine Differenzierung: Bürgerliche (Leit)Medien – intellektuell; andere Veranstaltungsorte, andere Publikationen – kein Intellektueller?

KARL LAUTERBACH: Das würde ich so nicht teilen. Es ist aus meiner Sicht in der heuti-

gen Zeit fast unmöglich, einigermaßen interessante Gedanken zu formulieren, ohne dass man von diesen Leitmedien gefragt wird. Wir haben vielleicht sogar ein Vakuum für Ideen.

PAUL NOLTE: Ein kluger Mensch hat mal, in der Hilflosigkeit, zu definieren, was ein Intellektueller ist, gesagt: Intellektueller ist, wer in bestimmten Medien publiziert. In Amerika ist ein Intellektueller, wer in der „New York Revue of Books“ schreibt. In Deutschland ist das eher bei einem bürgerlich-klassisch-intellektuellen Leitmedium wie dem „Merkur“ und so weiter. Und das ist ja auch etwas, was durch die Medialisierung, durch den Formwandel von Tages- und Wochenzeitungen in den letzten zwei Jahrzehnten sich sehr stark verändert hat. „Die Zeit“ ist zu einem Medium der intellektuellen Auseinandersetzung geworden, zusammen mit dem FAZ-Fuilleton. Seit den 80er Jahren ist das ein ganz dramatischer Wandel, und es bedeutet natürlich auch im positiven Sinne weniger Exklusivität. Dann schreibt man nicht für tausend oder für fünftausend Leute, sondern für 450.000 oder 600.000 Leute. Und deshalb tun wir das ja auch, weil wir das wissen.

KARL LAUTERBACH: Aber das ist im Prinzip doch auch fantastisch. Die Qualität deutscher Tageszeitungen und Wochenzeitungen ist aus meiner Sicht hervorragend im internationalen Vergleich. Es gibt kaum ein Land, wo man den Wettbewerb der Ideen so breit austragen kann, wie in Deutschland. In den Vereinigten Staaten gibt es ein oder zwei überregionale Zeitungen. In Deutschland gibt es aus meiner Sicht zehn Tageszeitungen, die allesamt geeignet sind, um einen Ideendiskurs öffentlich auszutragen. Deutschland ist das Paradies für die öffentliche Auseinandersetzung, weil wir eben diesen qualitativ hochwertigen Journalismus unterhalten.

SPW: Ja, wahrscheinlich muss man häufiger den Blick von außen darauf werfen, weil hier landauf landab immer viel kritisiert wird. Andererseits finde ich inhaltlich durchaus auch zu Recht, denn es gibt eine Verengung des politischen Diskurses in den durchaus zahlreich vorhandenen Zeitungen. Wie viele linke Wochen- oder Monatszeitschriften fallen einem ein?

PAUL NOLTE: Ja, dezidiert rechte aber auch kaum.

SPW: Die gibt es wahrscheinlich auch nicht so zahlreich, aber es gibt eine Reihe von Publikationen, die zumindest den konservativen Bereich stärker mit abdecken als den linken.

Zukunftsfragen und der Kampf um die Begriffe

SPW: Zum Ende unseres Gesprächs möchte ich gerne noch wissen: Was sind die aktuellen gesellschaftlichen Streitpunkte? Womit muss sich ein Intellektueller heute beschäftigen, um dem Anspruch gerecht

zu werden, eben nicht bloß ein Experte zu sein, sondern den Zeitgeist, die aktuelle Debatte mit eigenen Beiträgen zu befeuern?

PAUL NOLTE: Er muss sich äußern zu den großen Zukunftsfragen der Gesellschaft, an denen wir ja schon dran gewesen sind: Erstens, wie kann Deutschland dieses Defizit, in das es in vieler Hinsicht hineingeraten ist – den Rückstand an gesellschaftlicher und politischer Entwicklung – kompensieren, reformfähig werden und dabei eine dynamische Gesellschaft werden? Also nicht eine gerechte Gesellschaft, die zwar Gerechtigkeit erzielt – das wäre sozusagen das Ideal oder die Vision der Linkspartei –, dabei aber sich sozusagen hermetisch und konformistisch einschränkt. Es ist zweitens eine große Herausforderung, dass wir eine offene Gesellschaft bleiben, im Sinne einer Gesellschaft, die freiheitlich verfasst bleibt, pluralistisch ist, in der es noch viele linke Zeitungen geben kann, viele andere auch, und in der wir auch mit einer ganz anderen Konkurrenz von Meinungen und Überzeugungen leben müssen, auch in der interkulturellen Auseinandersetzung. Wie können wir drittens unsere Vorstellung von freiheitlichem Leben einerseits verteidigen, andererseits auch gegenüber anderen rechtfertigen.

SPW: Sehen Sie das auch so, Herr Lauterbach?

KARL LAUTERBACH: Die großen Themen, mit denen sich heute jeder von uns beschäftigen muss, sind die Themen: Globalisierung, Demografie, Umwelt. Heute ist es nicht mehr möglich, über lokale Gerechtigkeit zu sprechen, ohne dass man Globalisierung, Demografie und Umwelt mitdenkt.

Zudem bin ich fest davon überzeugt, dass es auch um die Hoheit über die Begrifflichkeiten geht. Kollege Nolte hat gerade ganz geschickt auf der einen Seite das Ideal der Gerechtigkeit dekliniert, was für ihn als geschlossenes System im Sinne von Umverteilung verstanden werden muß, und hat dem die dynamische Gesellschaft gegenübergestellt, die offene Gesellschaft, die Gesellschaft, die Chancen betont. Das ist eine Gegenüberstellung, die ich ablehne. Für mich ist die Definition von Gerechtigkeit nicht identisch mit Gleichheit und Umverteilung, obwohl Umverteilung dazugehört. Für mich ist eine gerechte Gesellschaft eine Gesellschaft, die sehr dynamisch ist und sehr offen. Die Vereinigten Staaten sind eine sehr dynamische und offene Gesellschaft, aber sie ist sehr ungerecht und nicht nachhaltig. Die Hilfswissenschaft, die beim Kampf um die Begrifflichkeiten extreme Bedeutung gewinnt, ist die Linguistik – die politische Linguistik. Man kann ja nicht alles studieren. Wenn ich noch zwei drei Studiengänge hinterher legen könnte – man wird ja auch älter –, dann wäre die Linguistik für mich sehr bedeutsam.

Wir müssen darum ringen, dass wir nicht über den Tisch gezogen werden als Linke. Selbst in unserer eigenen Partei ist es schon so, dass wir uns den Schuh manchmal anziehen. Es heißt, dass wir in Zukunft eine „neue Sozialpolitik“ wollen. Keine „Umverteilung“ mehr, sondern „Teilhabe“. Das ist absurd. Denn ich kenne niemanden, der in der SPD in der letzten Legislaturperiode oder davor die Sozialpolitik mit reiner Umverteilung identifiziert hätte. Aber jetzt sagen wir schon selbst: Wir gehen weiter nach vorn Richtung „Teilhabe“. Aber Teilhabe ohne Umverteilung macht keinen Sinn. Das sind Pseudo-Gegensätze, da muss man sehr vorsichtig sein, dass man sich nicht im Gestrüpp der Definitivsmacht, die medial nach wie vor vom konservativen Spektrum dominiert wird, selbst verheddert und in der Abwehrreaktion das bestätigt, was von der Gegenseite unterstellt wird. Für mich ist die gerechte Gesellschaft offen, dynamisch, intellektuell in keiner Weise einschränkend.

PAUL NOLTE: Ich finde es interessant, dass Sie die Wahrnehmung haben, dass es da sozusagen eine konservative Begriffshoheit gäbe. Ich glaube, die Konservativen würden das genau andersherum wahrnehmen, und genau das scheint mir auch bezeichnend zu sein.

KARL LAUTERBACH: Das ist das Problem.

PAUL NOLTE: Die denken nämlich, die SPD hat die Begriffshoheit und wie schaffen wir es jetzt auch, von Gerechtigkeit zu sprechen.

SPW: Es gibt den Versuch der Umdeutung von Begriffskontexten in der Regierungserklärung von Bundeskanzlerin Merkel, die der SPD zurief: „Lassen Sie uns mehr Freiheit wagen!“ Das war doch eindeutig gemünzt auf den Ausruf von Willy Brandt: „Wir wollen mehr Demokratie wagen!“

PAUL NOLTE: Ja natürlich, das war sehr geschickt platziert. Das ist der Vorteil, wenn man das Kanzleramt besitzt. Aber an der Freiheit und am Wagen von Freiheit ist ja nichts Verderbliches. Das muss man gar nicht in einen Gegensatz stellen, wenn man Freiheit auch so entwickelt, dass sie auch die Freiheit zur selbstständigen Lebensführung mit einschließt, wie ich das gerne nenne. Nicht nur eine abstrakte Freiheit oder die Freiheit für diejenige, die genug Geld haben, sondern die Freiheit jedes einzelnen Menschen, sein Leben möglichst selbstbestimmt, nicht in Abhängigkeit von anderen führen zu können. Und genau daran mangelt es in unserer Gesellschaft.

SPW: Halten Sie das für etwas zu pingelig, wenn die Sozen bei einem solchen Satz zusammenzucken?

PAUL NOLTE: Ja, ich glaub, Willy Brandt wäre da selber gar nicht so zusammgezuckt.

KARL LAUTERBACH: Das sehe ich anders, aber die Konservativen tun sich leichter, ihre

Positionen zu vertreten. Ich kann mich leider nicht erinnern, dass unser ausgeschiedener Bundeskanzler je die Zwei-Klassen-Medizin eingeräumt und aktiv zu ihrer Bekämpfung aufgefordert hätte. Das wäre aber für sozialdemokratische Parteiführer eigentlich eine Selbstverständlichkeit. So, wie die Liberalen gegen zu hohe Steuern kämpfen, muss es für uns eine ausgemachte Sache sein, dass wir für den Abbau der Zwei-Klassen-Medizin kämpfen. Aber wir tun uns schwer.

Wir tun uns sogar schwer damit, zu sagen, dass wir Klassen haben. Wir haben aber Klassen, das ist ganz klar. Und wenn wir das einräumen würden, könnten wir auch besser argumentieren. Zum Beispiel hat sich gezeigt, dass in Deutschland die so genannte Leistungselite in den privaten Unternehmen sehr stark durch die Herkunft geprägt ist. Viel mehr, als es beispielsweise in den Vereinigten Staaten der Fall ist. Oft ist in deutschen Firmen die Mitgliedschaft in einer Burschenschaft bedeutsamer als ein MBA-Degree. So lange das so ist, haben wir natürlich nur die Illusion einer Leistungsgesellschaft. Die Herkunft und die soziale Sprache spielen eine große Rolle. Wenn ich weiß, dass unsere Leistungselite oft eine Herkunftselite ist, dann bewerte ich die Umstände anders.

SPW: Dieser Austausch zwischen Wissenschaft, Journalismus, Unternehmensbereich, Politik, Beratung, den es in anderen Ländern gibt, der findet in Deutschland so gar nicht statt. Das hat nicht nur Auswirkungen auf die „Intellektuellen“, sondern auch auf die „politische Landschaft“. Paul Kirchhoff, der sich mit steuerpolitischen Vorschlägen hervorgetan hat, wird sofort „der Professor aus Heidelberg“ genannt. Als Sie in den Bundestag gewählt wurden, Herr Lauterbach, haben Sie gesagt, Sie möchten nicht „der Professor aus Köln“ werden.

PAUL NOLTE: Ja, das ist tatsächlich ein empirischer Befund, auf den Sie hinweisen. Es gibt in Deutschland wenig Elitentransfer. Und wenn es ihn gibt, dann kann das manchmal auch heikel werden. Mir ist Hans-Olaf Henkel als Präsident der Leibniz-Gemeinschaft nie geheuer gewesen. Vielleicht wird ja mal ein Geschichtsforscher in den Vorstand eines Dax-Unternehmens berufen, o.k., dann beruht das auf Gegenseitigkeit, dann wäre ich vielleicht leichter bereit, das zu akzeptieren. Es ist andererseits für die Politik nicht gut, wenn zum Beispiel der Bundestag überwiegend von Abgeordneten dominiert wird, die eben keinen Beruf gehabt haben, sondern in erster Linie seit Studenienzeiten oder noch früheren Tagen - ob nun bei den Jusos oder Junge Union - ihre Parteipolitik gemacht haben.

SPW: Herr Lauterbach, warum haben Sie sich für ein politisches Mandat entschieden?

KARL LAUTERBACH: Mir blieb fast nichts anderes übrig. Über die Beratung war ich plötzlich so stark in die Politikgestaltung einbezogen, dass es für mich ehrlicher war, auch in die aktive Politik zu wechseln. Ich war oft in der Situation, dass ich in einer Kommission Entscheidungen mitbeeinflusste, die ich hinterher als Wissenschaftler bewerten sollte. Das war kein haltbarer Zustand.. Das, was ich im Moment tue, ist für mich die richtige Mischung. Ich arbeite weiter als Wissenschaftler, bin aber in den politischen Prozess miteinbezogen, versuche dort aber den kritischen Diskurs zu unterstützen. Auch dann, wenn dies manchmal unbequem für die eigene Fraktion oder die Partei ist.

PAUL NOLTE: Sie sind ja auch erst ein paar Wochen Abgeordneter, da kommt bestimmt noch einiges auf Sie zu.

KARL LAUTERBACH: Ich hab schon auf jeden Fall um ein Vielfaches länger überlebt als der Kollege Kirchhoff. Ich bin mit seinen Positionen in kaum einem Punkt einverstanden, aber ich hätte es trotzdem mal interessant gefunden, mit ihm im Bundestag zu streiten.

SPW: Paul Nolte, welcher Ruf müsste Sie ereilen, damit Sie Ihren Lehrstuhl aufgeben: Wäre es das Angebot von Angela Merkel, in die Bundesregierung einzutreten oder von Josef Ackermann, bei der Deutschen Bank in den Vorstand zu kommen?

PAUL NOLTE: Also eher das Erstere, die Politik reizt mich mehr. Und wer weiß, ich will nicht ausschließen, auch den Schritt in die Politik zu tun. Ich hab das mal erwogen, aber dann wurde ich von der International University Bremen weg nach Berlin berufen. Ich schätze andererseits auch die Möglichkeit, als Professor unabhängig zu sein, schreiben zu können, was und wann man will. Es hat auch, das muss ich ebenfalls sagen, mit persönlichen Erwägungen zu tun. Ich kann mir im Moment nicht vorstellen, ein Politikerleben zu führen, das auch andere Anforderungen an das Zeitbudget stellt. Ich hab auch eine Frau, die ist berufstätig, wir haben zwei Kinder, die noch nicht aus dem Gröbsten raus sind.

SPW: Es gibt ja bald Elterngeld.

PAUL NOLTE: Ja, aber will meine Frau dann aufhören zu arbeiten? Ich will dann vielleicht gerade in die Politik, dann will ich kein Elterngeld beziehen. Das sind dann auch solche praktischen Erwägungen, ob man sich dieser Lebensform des Politikers - jetzt auch unabhängig von Kinderbetreuungsfragen - auch hingeben möchte. Da kommen mir schon Bedenken, das ist für mich eine so bizarr, abgehobene Welt, dass ich da doch Befürchtungen habe, einzusteigen.

SPW: Vielen Dank für das Gespräch.

spw 1 / 2006